

Die Sehnsucht nach dem Happy-End

Von

Hertha von Gebhardt

Im Jahre 1791 saß ein kranker Mann, gelehrt in Historie und Philosophie, an seinem Schreibtisch und schrieb eine so schöne wie geistvolle Abhandlung über den „Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“. Er wußte mit diesen Gegenständen ein klein wenig Bescheid, denn immerhin war er es, aus dessen Feder bis dato vier große Schauspiele tragischen Ausgangs geflossen waren, von denen sogleich das erste, „Die Räuber“, kaum über die deutsche Bühne gestürmt, ihm auch Stürme des Erfolgs eingetragen hatte. Wenn er nun als gereifter und schon todegezeichneter Mensch das Vergnügen, das er mit seinen so gar nicht „vergnüglichen“ Dramen dem Zuschauer bereitet, untersuchte, so kam er zu einer Erklärung, die, aus seiner adeligen Fassung in ein banaleres Deutsch übertragen, etwa dieses meint: Ein echter tragischer Schluß ist gleichbedeutend mit einem glückbringenden Schluß. Denn noch die Niederlage des Helden ist in Wahrheit ein Sieg — Sieg nämlich der uns allen als Ziel und Sehnsucht inwohnenden Menschheitsidee über den Drang einer bloß tauben Natur.

Nun ist es freilich nicht anzunehmen, daß Friedrich Schiller im Elysium sich mit einem vielleicht dorthin getretenen amerikanischen Filmproduzenten so rasch darüber einigen würde. In einem aber würden sie sich wohl sofort die Hand reichen: in der Ablehnung nämlich jener Form von nervenzerrüttender Literatur, die sich von den Tagen der Sturm- und Drangzeit bis heute darin gefällt, in allen Krassheiten, allem Fauligen und Minderwertigen dieses Erdendaseins zu wühlen, in der Meinung, Dichtung sei nichts weiter als ein möglichst naturgetreues Nachblöken allen Geblöks.

Auch ohne der rosa Schminke das Wort reden zu wollen: derlei Widersigkeiten sind uns allen nichts nutz. Nicht verkitst, sondern höchst gesund ist die Abwehr des Publikums gegen alle „Lebenserfahrung“, die ihm weismachen will, Welt und Dasein sei nichts als ein planloser Leerlauf, und die Predigt von einem innern Gesetz aller Dinge nur Pfaffen- und Schulmeistergeschwätz. Dieses angeblich so sensationshungrige Publikum fühlt in seinem besten Kern, was Schiller meinte, und (in weitem Abstand von ihm) auch jener namenlose Filmmann, der zuerst das Schlagwort vom Happy end schuf: daß Dichtung — Deutung heißt. Und daß der ernst vertiefte Leser bei der Studierlampe und die vergnügungslustige Menge der Straße gleichermaßen zwei Dinge als Speise gebrauchen: Beispiel und Hoffnung.

*

Wer daran zweifelt, dem empfehle ich, sich einmal in eine Leihbibliothek zu begeben, dort ein bißchen in den umherliegenden Büchern zu blättern und sich dabei genau umzusehen. Was wird er bemerken? Daß alle Leute blättern. Alle huldigen sie nämlich der Unsitte, daß sie die Bücher, ehe sie ihre zwanzig Pfennig dafür hinlegen, erst einmal auf ihren Schluß hin untersuchen. Aber, mit milderer Augen betrachtet, haben die Leute nicht recht? Sollen sie zwanzig Pfennig ausgeben für einen Schluß, über den sie sich ärgern

müssen? Sie ärgern sich in ihrem Leben genug, sie haben genügend Zusammenbrüche hinter sich und genügend eklige Menschen kennengelernt, jetzt wollen sie es mit netten Menschen zu tun bekommen und solchen, die es am Ende zu was bringen, eben weil sie so nett sind.

Wer noch mehr wissen will, braucht nur einmal abends durch die Straßen zu gehen und da und dort vor dem hell erleuchteten Eingang eines kleinen Kinos stehen zu bleiben. Rechts und links der Tür hängen in belichteten Rahmen die verheißungsvollen Bilder des drinnen unter Tongedröhn sich abwickelnden Streifens, zum lockenden Anreiz für alle, die Glück suchen. Und da stehen sie nun, die jungen Arbeiter mit ihren Mädchen, die kleine Stenotypistin Arm in Arm mit der Freundin, Vater und Mutter mit den versorgten Gesichtern, alle, die sich mal einen guten Abend machen wollen für ein paar Groschen. Zwei, drei Aeußerungen braucht man nur festzuhalten, und man weiß genug. Hungerzonen, Feuersbrunst, Krieg und Jammer ziehen sie nicht an, treiben sie weiter zur nächsten Ecke, wo Lachen, Kopfsprung ins Wasser, das Auto mit dem steuernden Mädchel am Lenkrad und vor allem der Tanzsaal mit seligwiegenden Walzerpaaren ihnen verbürgen: das wird gut ausgehen, hier werden mit Bestimmtheit zwei Menschen ins Glück tanzen.

Kopfschüttler freilich hat es trotzdem immer gegeben, die da fanden, es sei ein miserabler Spaß, den Benachteiligten des Lebens Zustände vorzugaukeln, die niemals auf sie zutreffen würden. Aber wer so redet, gleicht einem Arzt, der am Bett eines Leidenden bekümmert spräche: „Schade, schade, Sie müssen sich bedauerlicherweise als aufgegeben betrachten!“ Einem Menschen die Hoffnung unterbinden — die größte Barbarei, die es geben kann. Und umgekehrt: seine Hoffnung stärken, wirkt ganz von selbst Wunder und Märchen. Denn die Menschen wollen ja gar nicht die Wahrheit der Realität, sie wollen die innere Wahrheit ihrer Träume bewiesen sehen. Sie wollen in der Gestalt des schönen Leutnants zu Pferde dahinsprengen, sie wollen in einem weichen Bett schlafen und das Frühstück vom Diener gebracht kriegen, sie wollen — und dies immer als wichtigstes —, daß der Traum Dauer hat, und das Ende, statt zu enttäuschen, beglückt. Beglückt aber nicht nur darum, weil die Dollar-Erbchaft winkt und die Hochzeitsglocken läuten, sondern weil ein tapferer Bursch sich sein Glück erkämpft, ein liebes und treues Mädchel seine Seligkeit verdient hat.

Und hier liegt auch der Grund, warum am nächsten Morgen die Stube nicht doppelt kalt und der Alltag nicht doppelt grau scheinen. Ein verschwiegene Traumfeuerchen hat neue Nahrung erhalten, das lahme Kößlein der Hoffnung hat plötzlich wieder die Sporen zu fühlen bekommen. Es gibt ein hübsches französisches Sprichwort: „Tout en croyant aux roses, on les fait éclore — Wer an die Rosen glaubt, dem blühen sie“. Was ein tiefsinniger Deutscher noch schöner gesagt hat: „Es gibt keinen Wunsch, der nicht seine Erfüllung in sich trüge“.